

Nr. 133 Bydgoszcz, 14. Juni Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

1.

Strahlendes Sonnenlicht flutet über den großen Garten. Hohe, dichte Hecken trennen ihn von den Nachbargärten. Auch von der Straße aus kann man nicht hineinschauen, denn da liegt das alte Fachwerkhaus, an das sich nach beiden Seiten hin Mauern schließen. Die Begrenzung nach hinten aber bildet die Stadtmauer. Öffnet man die kleine Pforte dort, dann steht man vor dem mit Wasserrosen bewachsenen Stadtgraben, und über diesen führt eine schmale Holzbrücke gerade in die Weinberge hinein.

Dieser üppig blühende Garten, dieses schöne alte Haus, diese wertvollen Weinberge — das alles gehört dem Weinhändler Paul Roland, dessen Familie schon viele Generationen hindurch in diesem uralten Städtchen, zwischen Würzburg und Nürnberg ansässig ist.

Die Familie ist um den runden Tisch in der Laube zum Kaffee versammelt. Ein enormer Napfkuchen prangt in der Mitte; zwei Torten, mit Inschriften aus Zuckerguß, flankieren ihn. Man feiert Vater Rolands fünfzigsten Geburtstag — im „engeren" Familienkreise, denn die anderen Gratulanten hat man schon vormittags empfangen und mit dem ältesten Steinwein aus dem Rolandschen Keller bewirtet. Er soll ein Tag der Fröhlichkeit sein, dieser „Fünfzigste" ein Tag, an dem man einmal die Notzeit vergißt, die das Land betroffen hat und die auf allen lastet.

Der „engere" Familienkreis findet noch eben Platz in der Laube: Vater und Mutter Roland und ihre vier Kinder — zwei erwachsene Töchter, ein erwachsener Sohn und der kleine Nachkömmling Mimi; dazu ein Schwiegersohn und ein zukünftiger Schwiegersohn.

Harmlos fröhliches Geschwätz schwirrt über den Tisch, helles junges Lachen steigt empor. Aber Paul Roland ist seit Minuten so tief in Gedanken versunken, daß nichts von der Unterhaltung bis zu seinem Bewußtsein dringt. Der Fünfzigjährige läßt sein und der Seinen bisheriges Leben an seinem Geist vorüberziehen und es wird ihm dabei klar, wie gut ihn das Schicksal behandelt hat:

Er ist ein freier Mann, der auf eigenem Grund und Boden sitzt. Das ererbte Geschäft hat er bisher über alle Schwierigkeiten der Inflationszeit hinweg zu halten verstanden und hofft es auch weiterhin tun zu können. Seit einundzwanzig Jahren lebt er in glücklichster Ehe. Er hat gesunde und gescheite Kinder, die ihm kaum je eine trübe Stunde bereitet haben. Selbst der Krieg hat seinem Glück wenig anhaben können. Obwohl er viele schwere Kämpfe mitgemacht hat, ist er — abgesehen von ein paar leichten Streifschüssen — mit heiler Haut in die Heimat zurückgekehrt. — Sein ältestes Kind, die jetzt zwanzigjährige Gertrud ist seit einem halben Jahr verheiratet. Die zweite Tochter, die neunzehnjährige Anneliese, ist mit einem außerordentlich begabten jungen Architekten verlobt. Peter, der einzige Sohn, jetzt achtzehn Jahre alt, hat letzte Ostern sein Abiturienten-Examen gemacht. In seinen Rüpeljahren hat er der Mutter zeitweise Sorgen bereitet. Die Streiche, die er mit seinen Kameraden, seiner „Räuberbande", verübte, überschritten manchmal die Grenze harmloser Jungenstreiche. Aber Paul Roland hat diese Dinge nie tragisch genommen und seiner Frau damals tröstend versichert, daß die nichtsnutzigsten Bengel meist die bravsten Männer würden. Und er scheint in seinem Optimismus recht zu behalten. Zwar hat Peter das beibehalten, was Frau Roland „seine abenteuerliche Veranlagung" nennt. Das väterliche Geschäft einmal zu übernehmen, schien ihm nicht verlockend. Er wollte zum Film — nicht als Schauspieler, sondern als Operateur, als Kamera-Mann. Und Vater Roland fand das gar nicht so abenteuerlich, sondern ganz vernünftig, denn ein guter Filmoperateur kann sehr viel Geld verdienen, und die weite Welt steht ihm offen. Nun ist Peter schon seit drei Monaten bei einer Münchener Filmproduktion als Zweiter oder Dritter Assistent des besten Kamera-Mannes beschäftigt. Der erste Film, bei dem er mitgetan hat, ist vor wenigen Tagen fertig geworden, und so hat Peter zu der Familienfeier ein paar Tage Urlaub bekommen. Er erzählt begeistert von seiner Tätigkeit und scheint sich sehr glücklich zu fühlen. — Zwei von den großen Kindern haben also schon das Elternhaus verlassen. Wenn nun auch Anneliese heiratet, wird's im Hause stiller werden; aber einsam noch lange nicht. Dafür sorgt der Nachkömmling, die dreijährige Maria, genannt Mimi, die anderthalb Jahre nach Kriegsende zur Welt gekommen ist. Das ungewöhnlich hübsche Kind ist für Eltern und Geschwister eine Quelle der Freude und des Entzückens . . .

Dieses ganze Glück empfindet Paul Roland in diesen Augenblicken stärker denn je. Und dennoch hat sich eine tiefe Falte zwischen seine Brauen gegraben.

„Paul, was machst du denn für ein Gesicht?" fragt seine Frau verwundert.

Nun fährt er aus seinen Gedanken auf.

„Was ist denn los mit dir?" forscht Frau Roland besorgt. „Fühlst du dich nicht glücklich?"

„O doch, ich fühle mich glücklich!" Der Fünfzigjährige umfaßt seine Familie mit einem zärtlichen Blick. „Nur manchmal bedrückt mich die Not unseres Landes — und dann — dann erscheint es mir beinahe frevelhaft, daß es

uns eigentlich unverschämt gut geht . . .“ Er bricht ab, atmet tief auf, und dann deklamiert er mit einem Pathos, dem er einen scherzhaften Klang zu geben versucht:

„Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zuteil.“

Es ist — niemand weiß eigentlich, weshalb — ein unheimlicher Augenblick. Alle haben plötzlich das Gefühl, als lauere das Gespenst eines nahen Unglücks irgendwo in den Büschen.

Frau Roland versucht, die anderen schnell über diese sonderbare Stimmung hinwegzubringen. „Das ist aus den ‚Kranichen des Ibykus‘ nicht wahr?“ fragte sie mit erzwungener Harmlosigkeit.

„Oh, oh, Mutter!“ ruft Gertrud.

„Deutsche Literatur: Vier!“ zensiert Anneliese. „Das ist aus . . .“

„Halt!“ wehrt Peter. „Nichts sagen! Mutter weiß es von selbst, wenn ich ihr den Anfang vorsage: — ‚Er stand auf seines Daches Zinnen und schaute mit vergnügten Sinnen . . .‘“

„Natürlich! Jetzt weiß ich's!“ unterbricht Frau Roland. „‚Der Ring des Polykrates‘ von Schiller.“

Bravorufe und Händeklatschen belohnen die Antwort. Und Peter erklärt gönnerhaft:

„Du siehst, Anneliese, deine Zensur war falsch. Mutter bekommt in deutscher Literatur . . . na, sagen wir: Zwei b.“ Und dann deklamiert er, zum Vater gewandt, drei weitere Zeilen der Schillerschen Ballade:

„‚Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn . . .‘“

Mit einer hastigen Bewegung legt ihm die Mutter die Hand auf den Mund: „Peter, versündige dich nicht!“

„Er hat vollkommen recht“, stimmt Paul Roland dem Sohne zu. „Gerade das Gegenteil von Versündigung bedeuten diese Worte. Sie entspringen der Demut vor dem Schicksal und sind der Ausdruck tiefer Weisheit. — Ich meine natürlich, der Weisheit Schillers — nicht der von Peter.“

Nun können die anderen wenigstens wieder frei herauslachen. Und Peter erklärt, zur Mutter gewandt und sich gewissermaßen entschuldigend: „Ich meinte ja auch keinen großen Schmerz, Mutter. Nur ein bißchen Zahnschmerzen oder ein unangenehmes Hühnerauge.“

— — — — — — — — — — — — —

Dieses kleine Intermezzo fand im Juni des Jahres 1923 statt.

Drei Jahre später bekam der Kamera-Mann Borngräber, unter dessen Leitung Peter die ganze Zeit über in München gearbeitet hatte, ein Engagement nach Hollywood und nahm Peter dorthin mit. Aber Borngräber fühlte sich in der neuen Umgebung unglücklich, litt an Heimweh und kehrte schon nach seinem ersten Film nach Deutschland zurück. Peter Roland jedoch blieb in Amerika. Sein Talent war nicht unbemerkt geblieben. Der berühmte Kamera-Mann Kurt Tessarek nahm ihn als seinen Ersten Assistenten an.

*

Eines Morgens, im Juli 1928 — Peter war damals schon zwei Jahre in Hollywood tätig — geschah folgendes:

Das Ehepaar Roland und ihre jüngste Tochter Maria, nun acht Jahre alt, saßen beim Frühstück. Das Dienstmädchen brachte die Post und die Morgenzeitung. Vater Roland griff nach der Zeitung und begann sie flüchtig zu durchblättern. Plötzlich stieß er einen Laut der Überraschung aus und sagte dann in erregtem Ton:

„Das ist ja schauderhaft! Hört nur, was hier steht!“ Und er las vor:

„Binnie Casilla von Kidnappern entführt. Der berühmte amerikanische Filmstar Binnie Casilla wurde aus einem Landhause in der Nähe der Stadt Stockford, wo die Kleine mit ihren Eltern zur Erholung weilte, mitten in der Nacht von einem vermummten Mann mit Gewalt entführt. Bisher fehlt jede Spur von dem Verbrecher und seinem Opfer.“ —

Es war klar, daß diese Nachricht in der ganzen Welt Anteilnahme erregen würde, denn seit mehreren Jahren zählte Binnie Casilla zu den berühmtesten Sternen am Filmhimmel. Ihre Filme wurden in allen fünf Erdteilen mit großem Erfolg gezeigt. In jedem Papierladen konnte man die Postkartenbilder, die das schöne Kind mit dem blonden Lockenhaar und den großen dunklen Augen in unzähligen Posen und Kostümen zeigten, kaufen.

Doch für die Familie Roland hatte der Fall noch ein ganz besonderes Interesse: Binnie Casilla war bei der gleichen Gesellschaft engagiert wie Peter, und Binnies Filme der letzten anderthalb Jahre waren alle von Kurt Tessarek und somit unter Peters Mitwirkung aufgenommen worden. Auch hatte Peter in seinen Briefen öfters die Kleine erwähnt. So wußten Rolands auch, daß sie älter war, als das Publikum annahm, — nämlich acht Jahre alt — also ebenso alt wie Peters jüngste Schwester, Maria.

Die Zeitungen des nächsten Tages brachten die näheren Umstände der Entführung. Am darauffolgenden Tage kam die Nachricht, daß man dem Haupttäter bereits auf der Spur sei. Wieder einige Tage darauf las man, daß der Kidnapper ein Lösegeld von 100 000 Dollar gefordert hätte, dann aber zu dem verabredeten Rendezvous nicht erschienen wäre, wohl aus Angst, von der Polizei beobachtet zu werden. Endlich aber, etwa eine Woche später, kam eine grauenhafte Meldung:

Der Schlafanzug, den die kleine Binnie bei der Entführung getragen, war in einem Gebüsch, wenige Meilen von Stockford entfernt, gefunden worden. Die Jacke war am Rückenteil mit Blut durchtränkt. Es sei klar, so hieß es weiter, daß der Verbrecher — der Möglichkeit beraubt, das Lösegeld entgegenzunehmen, und das Kind auf seiner Flucht nur als gefährliche Behinderung empfindend — sein unglückliches Opfer kaltblütig umgebracht hätte. Der Körper der Ermordeten sei bisher aber noch nicht entdeckt worden, und es werde auch nicht leicht sein, ihn in dem ausgedehnten Wald- und Steppenland der Gegend aufzufinden. Die Vermutungen der Polizei in bezug auf die Person des Täters verdichteten sich immer mehr zur Gewißheit.

Am folgenden Tage brachten die Zeitungen der ganzen Welt die Nachricht, daß als dieser Täter niemand anders in Frage kommen könne als der dreiundzwanzig Jahre alte Hilfsoperateur Peter Roland; denn wie die Schriftsachverständigen festgestellt hätten, sei der Erpressungsbrief, in dem das Lösegeld gefordert wurde, von seiner Hand geschrieben. Auch sei Roland von einem kurzen Urlaub nicht nach Hollywood zurückgekehrt, sondern spurlos verschwunden. Das ganze Land sei auf der Jagd nach dem Verbrecher und seine Ergreifung könne nur eine Frage von Stunden oder Tagen sein. —

So grausam dieser entsetzliche Schlag Peters Eltern und Geschwister auch traf, so gaben sie doch keinen Augenblick dem Gedanken Raum, daß Peter wirklich eine solche Tat begangen haben könne. Es mußte eine verhängnisvolle Kette von Irrtümern vorliegen. Peter würde sich sofort freiwillig melden und diese Irrtümer aufklären. Er würde auch schleunigst ein Telegramm senden, um die Seinen zu beruhigen.

Es traf keine Nachricht von Peter ein. Keine Meldung erschien in den Zeitungen, daß er sich den Behörden gestellt habe — aber auch keine Meldung, daß er verhaftet worden sei.

Tage vergingen, Wochen und Monate. Peter Roland blieb unauffindbar. Aber es gab für die Welt keinen Zweifel mehr, daß er der Kidnapper und Mörder der Binnie Casilla war.

Und nun kam das Schlimmste: In den Köpfen von Peters Vater und Geschwistern, in diesen armen, von Qualen und Ängsten gemarterten Hirnen tauchte langsam ein Gedanke empor. War Peter vielleicht doch irgendwie schuldhaft in diese Sache verwickelt? War er durch irgendwelche unglücklichen Ereignisse oder durch seine abenteuerlichen Neigungen zu einer unbedachten Tat gedrängt worden, aus der dann zwangsläufig alles weitere gefolgt war? Hatte man sich vielleicht seiner Person durch Anwendung von Drohung oder Gewalt zur Ausführung dieses Verbrechens bedient . . .?

In der ersten Zeit nach dem Bekanntwerden der vermutlichen Täterschaft hatte Paul Roland im Geschäft und auf der Straße den Leuten noch gerade ins Gesicht geschaut — fast drohend, als wolle er sagen: „Wage niemand auch nur mit einem Gedanken an die Schuld meines Sohnes zu glauben, oder er bekommt's mit mir zu tun!" Und Peters Schwestern hatten sich nicht anders verhalten. Jetzt aber war es schon so weit, daß die Rolands wegschauten, wenn sie Bekannte trafen. Das Haus vereinsamte; selbst die nächsten Freunde wurden nicht mehr empfangen. Das ärgste aber hatte Maria zu ertragen: Sie wurde — grausam wie Kinder sind — in der Schule von den Freundinnen wie eine Aussätzige gemieden. Sie war für alle „die Schwester des Mörders". Und die Seele des Kindes wurde bis ins tiefste verwundet und vergiftet.

*

Jahre vergingen. Längst hatte die Welt den Fall Binnie Casilla ad acta gelegt. Ihr Name und der von Peter Roland waren fast vergessen.

Auch Peters Angehörige sprachen seinen Namen nicht mehr aus. Es war wie eine schweigende Übereinkunft. Ein flüchtiger Beobachter hätte sogar annehmen können, daß die Zeit auch für die Familie Roland eine gewisse Beruhigung und Linderung gebracht hätte.

Doch das war nicht so. Die Vernichtung war vollkommen. „Die Unsichtbaren" hatten so gründlich zum Glück den Schmerz verliehen, daß von dem früheren Glanze auch nicht ein Fünkchen mehr glühte.

(Fortsetzung folgt.)

Reiselied.

Von Franz Karl Ginzkey.

Eilst du suchend auch dahin
Ungestüm in grüne Ferne,
Sind doch über dir die Sterne,
Die du kennst von Anbeginn.

Überfällt dich auch mit Macht
All' das Unerhörte, Neue,
Wacht doch über dir die Bläue,
Die als Kind dir schon gelacht.

Was du eilend auch beginnst,
Niegewahrtes zu gewahren,
Immer wirst du doch erfahren,
Daß du nie dir selbst entrinnst.

So bezwingst du Zier für Zier
Dieser Welt im großen Kreise,
Und am letzten Saum der Reise
Kehrst du wieder ein bei dir.

Eva im Tunnel.

Kurzgeschichte von Ralph Urban.

Eisenbahnabteil Erster Klasse. An einem Fensterplatz eine Dame. Jung, hübsch, einfach gekleidet, betont einfach, fast zu einfach. Auf ihrem Schoß lag die Handtasche, darüber eine Zeitschrift, in der sie blätterte.

Ein Herr betrat das Abteil, grüßte, warf einen Handkoffer ins Netz, setzte sich der Dame gegenüber. Er sah gut aus, war elegant gekleidet, fast zu elegant. Die schöne Frau musterte ihn mit ängstlichen Blicken und sah dann erwartungsvoll auf den Gang hinaus, als hoffte sie, daß noch jemand kam. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Stört es Sie, wenn ich rauche?" fragte der Mann mit hinreißendem Lächeln und verneigte sich.

„Nein, bitte —"

„Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?"

„Danke, nein", sagte die junge Dame schnell und begann wieder hastig in ihrer Zeitschrift zu blättern.

„Darf ich fragen, wohin die Reise geht?" versuchte der Herr nach einer Weile ein Gespräch in Gang zu bringen.

„Ich nehme eine Stellung an", antwortete die Dame rasch ohne aufzusehen. „Als Kindermädchen, und zwar zu drei Kindern. Mein Dienstgeber hat mir die Fahrkarte geschickt, sonst könnte ich nicht Erster Klasse fahren —"

Der Mann kniff ein wenig das rechte Auge zu und betrachtete sein Gegenüber mit heiterem Mißtrauen. Was hatte sie bloß, warum zitterten ihre Hände?

Der Zug ratterte seine ewige Melodie. Die beiden Menschen im Abteil schwiegen. Aber es war ein unruhiges, fast lautes Schweigen.

Schön ist sie, dachte der Mann. Ob ich eine Ohrfeige bekäme, wenn ich sie im Tunnel küssen würde?

Der Zug donnerte auch schon in den Tunnel hinein, der Herr fing noch einen angsterfüllten flehenden Blick auf, ehe es tiefe Nacht wurde. Daher blieb er ruhig sitzen. Plötzlich aber fühlte er sich von weichen Armen umfangen und heißen Atem an seiner Wange. Ein paar Sekunden lang blieb er starr, dann aber griff er zu und küßte sie. Und er küßte nicht schlecht.

Schwaches Licht kam auf, das rasend zu hellem Tag wurde. Die Dame riß sich los, fiel auf ihren Platz zurück, glühend rot, in ihren Augen glänzte es fiebrig.

„Liebes?" sagte der Mann und beugte sich zu ihr hinüber.

„Nicht, bitte, nicht!" rief das Mädchen und hob abwehrend die Hände. „Nicht sprechen! Nichts, gar nichts."

Der Herr lehnte sich mit einem Seufzer wieder zurück, erschüttert von dem seltsamen Erlebnis.

Der Zug hielt, eine ältere Frau betrat das Abteil und machte sich darin breit. Die junge Dame atmete tief.

Die Reise ging schweigend weiter. Das Mädchen vermied, den Mann auch nur einmal anzusehen, obwohl er ihre Augen suchte.

Der Zug schlang Raum und Zeit in sich hinein, dann wurde das Rattern der Räder bedächtiger. Die junge Dame erhob sich rasch und machte sich zum Aussteigen fertig. Der Herr sprang auf und half ihr in den Mantel.

„Ich liebe dich!" flüsterte er ihr dabei ins Ohr. Sie aber senkte den Kopf und schwieg. Grüßte und verließ das Abteil, die Handtasche krampfhaft unter den Arm gepreßt.

Der Herr folgte ihr auf den Gang hinaus.

„Liebes Fräulein", sagte er, „ich muß Sie wiedersehen —"

„Nein, nein —"

„Ich bitte Sie! Darf ich Ihnen meine Karte geben?"

„Nein — oder ja, geben Sie mir Ihre Karte —"

Er reichte ihr die Karte. Sie nahm sie und sah sie flüchtig an. „Dr. A. Holm" stand darauf. Dann folgte die Anschrift.

Der Zug hielt. Die Dame eilte dem Ausgang zu, blieb nochmals stehen, drehte sich rasch um und reichte dem Doktor mit seltsamem Lächeln die Hand. Dann stieg sie aus. Der Mann sah ihr nach, wie sie mit leicht wiegenden Hüften davonhastete.

Tage waren vergangen, und Doktor Holm hatte schon die Hoffnung aufgegeben, als er dennoch ein Schreiben von jener seltsamen Schönen erhielt. Es hieß darin: „Wenn Sie diesen Brief erhalten und also wirklich Doktor Holm sind, dann will ich Sie gerne wiedersehen. Rufen Sie mich bitte an —"

Der Doktor rief an, und schon am nächsten Tag fuhr er wieder im Zug. Dann saßen sie nebeneinander in einem kleinen Kaffeehaus, aber derart klein war es wieder nicht, daß sie so knapp hätten beisammen sitzen müssen.

„Mein sonderbares Verhalten damals", meinte das Mädchen, „ist nun nicht mehr schwer zu erklären. Mein Vater ist nämlich Juwelier, und in seinem Auftrag reiste ich mit einem überaus wertvollen Schmuck zu einem Kunden. Da dies mein erster derartiger Auftrag war, schärfte mir Vater alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen ein. Besonders vor Hochstaplern warnte er mich. Dann betraten Sie das Abteil, und da die Hochstapler in den Filmen genau so aussehen wie Sie, war ich überzeugt, daß Sie mir im nächsten Tunnel den Schmuck stehlen würden. Um dies zu verhindern, umarmte ich Sie und hielt Sie fest, solange wir den Tunnel fuhren. Nun wissen Sie alles!"

Seebäderdienst in Florida.

Heiteres Geschichtchen von Jo Hanns Rösler.

Wo die Sonne heiß brennt, sind auch die Feuer des Herzens lodernd. Nur ist uns Menschen ein so kleiner Schatz an Leidenschaften gegeben, daß große Feuer sie schnell verbrennen und erlöschen, bevor man sich an ihnen wärmen kann. In den Seebädern Floridas wird die Liebe nicht so ernst genommen, das Lieben aber umso ernster. Und es soll dort an einer Dampfschiffanlegestelle unweit des Strandes der Badelustigen etwas vor sich gegangen sein, das sich öfter wiederholte und zwei Menschen, einem Dienstmann und einem Matrosen, ein einkömmliches Dasein schuf.

Der weiße Dampfer durchschnitt die blauen Fluten. Am Kai des Badeortes legte er an. Die Wegfahrenden ergossen ihr ganzes Herz in den Abschied, die Zurückbleibenden verschwendeten noch einmal ihre ganze Zärtlichkeit. Zum letzten Male umarmte Percy die entzückende Floris.

„Lebwohl, Geliebte", sagte er, „ich bin verzweifelt, dich für zehn Tage zu verlieren. Ich hasse dieses Schiff, das dich mir für eine Ewigkeit entführt, ich werde ihm nachschauen und winken, bis der Dampfer in den blauen Nebeln verschwindet."

„Oh, Percy!"

„Vergiß mich nicht in den fremden Städten!"

„Wie könnte ich dich vergessen, Percy! Ich werde auf dem Schiff stehen und dir zurückwinken, bis die Tränen meine Augen schließen." Und sie küßten sich ohne Ende. Hinter Percys Rücken baumelte traurig der weiße Sonnenschirm Florisens.

Dumpf und langgezogen tönte vom Dampfer die Sirene und mahnte zur Abfahrt. Die Landungsbrücken wurden eingezogen, die Taue gelöst, das Schiff stieß vom Kai ab. Am Ufer stand Percy und winkte mit dem weißen Tuch seiner entzückenden Floris nach. Auf dem Schiff stand Floris und winkte mit dem weißen Tuch ihrem entzückenden Percy zurück. Schon war das Schiff weit vom Ufer, Floris sah nur noch das weiße Tuch, das ihr zuwinkte, sie sah nicht, daß ein junges Mädchen neben ihrem Percy am Ufer stand.

„Endlich ist sie weggefahren, Percy!"

„Endlich!"

„Komm, Percy!"

„Später. Ich muß Floris winken."

„Sie sieht doch nur dein Tuch."

„Aber sie sieht es."

„Dafür ist in Florida gesorgt, Percy." Sie nahm ihm das weiße Tuch aus der Hand und gab es dem Dienstmann Slow mit dem Auftrag, damit zehn Minuten lang zärtlich auf die See hinaus zu winken. Der Dienstmann winkte, und sie schritten verliebt ihrer Sehnsucht zu.

Auf dem Schiff aber stand noch immer Floris und winkte an das Ufer zurück. Neben ihr wartete ein braunhäutiger Mexikaner.

„Endlich bist du allein, Floris!"

„Endlich!"

„Komm, Floris!"

„Später. Ich muß Percy winken."

„Dafür sorgt der Seebäderdienst in Florida." Und er nahm ihr das weiße Tuch aus der Hand und übergab es dem Matrosen Landfrind mit dem Auftrag, damit zehn Minuten lang zärtlich zum Ufer zurückzuwinken. Und der Matrose winkte, und sie schritten verliebt ihrer Sehnsucht zu.

Am Ufer aber und auf dem Schiff winkten sich mit weißen Tüchern zärtlich zu Dienstmann und Matrose. Sie verstanden sich vorzüglich darauf, denn sie hatten es schon so oft getan.

 **Bunte Chronik** 

Rattengift ist kein Puder!

Einen verhängnisvollen Irrtum beging eine junge Bäuerin, als sie ihren Säugling mit Rattengift puderte. Natürlich lag eine Verwechslung mit Talkum vor, das die Frau bis dahin zu diesem Zwecke verwandt hatte. Denn die Leichtsinnige bewahrte die beiden Drogen in demselben Schubfach auf. Nach der ersten Puderung rötete sich die Haut des Kindes und schwoll an. Der zweiten Puderung folgten starke Durchfälle. Die Haut löste sich unter großen Schmerzen ab. Die Mutter merkte noch immer nichts, und sie verwandte zum dritten Male das Gift zum Pudern. Da aber drang das Arsenik mit solcher Gewalt in die zerstörten Gewebe, daß es das Leben des Säuglings auslöschte. Es sind eben viele Eingangspforten, durch die das Gift in den Körper dringt: der Mund, das Blutäderchen . . . und auch die Haut. Das ist noch zu wenig bekannt.

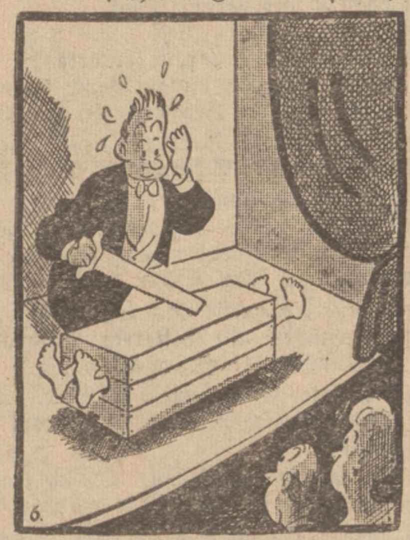
 **Lustige Ecke** 



„Hier haben wir wieder den zerstreuten Fotografen!"

*

Das Pech des Zauberkünstlers.



„Zum Donnerwetter, nun hat er sich wieder verkehrt in dem Kasten angebracht!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.